



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Schöne und die Kunst

Vischer, Friedrich Theodor

Stuttgart, 1898

Eigentümlichkeit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-88914](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-88914)

der maniera forte hat dagegen fast immer den Charakter der Steineiche.

Barnigianino, der schlanke, gestreckte Bildung des Halses liebt und sie noch etwas übertreibt, so daß er darin oft ganz verzerrt wird, ist auch ein besonders belehrendes Beispiel für den Begriff Manier und zeigt, wie derselbe vom Statthafsten zum Unstatthafsten, zur Abweichung von der Natur und Wahrheit übergeht. —

Und nun der Begriff Stil! Er ist ein Proteus, der uns viel zu schaffen machen wird. Er hat verschiedene Bedeutungen, und man muß sie auseinanderhalten, wenn man nicht sehr konfus werden will. Das Wort kann zunächst ohne die Emphase gebraucht werden, womit man eine große Eigenschaft bezeichnet. Dann bedeutet es weiter nichts als Eigentümlichkeit, eigentümliches Gepräge, das auch charakterlos sein kann. Man versteht dann darunter nichts anderes als Manier, die Auffassungsweise eines Künstlers, wie sie sich in der Technik bekundet. So sagt man: das ist der Stil dieses Künstlers, und auch von der prosaischen Schreibweise: „le style c'est l'homme“. Eine Individualität drückt sich in ihrer Schreibweise aus. Aber ganz anders ist es, wenn wir sagen: „er hat Stil“; dann brauchen wir das Wort emphatisch.

Es ist wie im moralischen Gebiet mit dem Ausdruck Charakter. Einen Charakter hat jeder, und wäre es auch die Charakterlosigkeit. Man kann also das Wort Charakter ganz indifferent brauchen. So sagt man: der hat einen festen, der einen leichtfertigen, schlechten Charakter. Aber etwas anderes ist es, wenn man sagt: der hat Charakter. Dann ist das Wort nachdrücklich, als ein hohes Lob gemeint.

So verhält sich's nun mit dem Worte Stil. Der hat diesen, der hat jenen Stil. Aber wenn man von einem rühmt, daß er Stil hat, so meint man damit Großheit, Idealität der Auffassung, wie sie dem hochstehenden Künstler zur anderen Natur wird und unter strenger Befolgung der Kunstgesetze, die der Technik auferlegt sind, am Gegenstand die schlechthin hauptsächlichsten Züge herausgreift. — Die Ausdrücke Stil und

Manier können zwar auch promiscue gebraucht worden, aber, so gefaßt, stellen sie sich in vollen Gegensatz. Mit dem wichtig gemeinten Worte Stil verbinden wir immer den Begriff der Mächtigkeit und des Centralen. Ein Künstler, der Stil hat, erfaßt den Gegenstand in seinem Mittelpunkt und legt in ihn die Gewaltigkeit, die in ihm selber lebt; er scheidet das Unwesentliche, Kleine, Zufällige aus und stellt die wesentlichen Züge in großen Bahnen und mit festen, markigen Zügen vor Augen. Seine Auffassung ist weit gespannt und fähig, vielerlei, Dinge von sehr verschiedener Art zu ergreifen. Die von ihm geschaffenen Werke haben nicht den Beigeschmack einer zufällig-individuellen Richtung. Wir vernehmen die Persönlichkeit eines Phidias, Sophokles, Michelangelo, Shakespeare, und sehr gewaltig, aber sie ist so groß, daß nichts in ihren Werken der inneren Natur des Gegenstandes widerspricht.

Also hier — im vollen Unterschied vom Manieristen — Großheit auf Seite des Künstlers und hervorgehoben das Wesentliche des Gegenstands. Nichts kommt ins Bild hinein von jenen kleinen Zügen, wie sie jedem mittelmäßigen Talent vorkommen.

In der Malerei nehmen wir z. B. Kottmann. Der hat vor allem den großen Sinn gehabt für die südliche Natur, für die herrlichen Profile ihrer Erdbildungen. Sehen Sie seinen Monte Pellegrino, mit welcher Linie der zum Meer heruntersteigt! Nun ist aber auch im schönsten Gebirg, in der herrlichsten Natur doch immer noch allerhand Kleines und Verworrenes, was das Auge in der Aufnahme dieser großen Bahnen stört. Und so hat Kottmann auch den unvergleichlichen Formenadel des Monte Pellegrino zu gutem Teile selbst geschaffen. Schon sein bloßer Blick muß so gearbeitet haben, daß das Unwesentliche gleich Hobelspänen wegflog. Es verschwand vor ihm. Er ging einmal mit einem Kollegen, eine Landschaft aufzunehmen, und im Zeichnen sagte dieser: „da kann ich aber fast gar nichts brauchen, wie es dasteht.“ Kottmann dagegen erwiderte: „ich kann es so ganz gut brauchen.“ Und als sie ihre Blätter verglichen, ergab sich, daß Kottmann weit mehr